

Verluste in der Spätmoderne



Foto: Jürgen Bauer

Prof. Dr. Andreas Reckwitz ist Professor für Allgemeine Soziologie und Kulturosoziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin

Wir erleben in den letzten Jahrzehnten weltweit eine Reihe von sehr unterschiedlichen Phänomenen, die sich regional in unterschiedlicher Intensität zeigen: der Anstieg des Meeresspiegels, Überschwemmungen und Waldbrände; die demografische Entwicklung, die zugleich Rentensystem und Erwerbsbevölkerung unter Druck setzt; die Kriege, die die westliche Sicherheitsarchitektur außer Kraft setzen und die Covid-19-Pandemie, die die Vulnerabilität der Gesellschaften vor Augen geführt hat. Diese Schlaglichter deuten an, welche breite Relevanz Verlusterfahrungen, Verlustdiskurse, -ängste und -antizipationen in der spätmodernen Gesellschaft besitzen.

Meine Kernthese lautet: Verlusterfahrungen können liberale Demokratien in eine Legitimationskrise stürzen. Denn der Umgang mit Verlusterfahrungen hat sich in den letzten rund 40 Jahren gewandelt. Auf einer Analyse dieses Wandels aufbauend geht es mir um mögliche Wege, wie Demokratien konstruktiv mit Verlusten umgehen können.

Spannungsfeld zwischen Fortschrittsimperativ und Verlusterfahrungen

Warum hat die liberale Demokratie des Westens in der Gegenwart ein derartiges Problem mit Verlusten? Wagt man ein Gedankenexperiment und stellt sich einen Zeitreisenden aus früheren Phasen der Menschheit vor, der ins 21. Jahrhundert gelangt, so wäre er wohl erstaunt, warum Verlusterfahrungen derart schwerfallen: Vergänglichkeit ist schließlich ein Grundtatbestand der menschlichen Existenz. Menschen werden krank, sie sterben, Natur und Witterung sind unberechenbar, soziale Konflikte brechen aus, Macht wechselt.

Modernen Gesellschaften müssen Verluste hochproblematisch erscheinen, weil sie vom Imperativ des Fortschritts angetrieben sind. Die westliche Gesellschaft geht zwar von der Normalität des sozialen Wandels aus, das heißt davon, dass die Gegenwart strukturell *anders* ist als die Vergangenheit und die Zukunft wiederum anders sein

wird als die Gegenwart. Zentral für das Fortschrittsdenken in der Moderne ist jedoch: Dieser permanente Wandel ist nicht beliebig. Vielmehr geht die moderne Gesellschaft davon aus, dass die Gegenwart besser ist als die Vergangenheit und dass die Zukunft besser sein wird als die Gegenwart. Dies ist der Fortschrittsimperativ, der sie vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart angetrieben hat. Er lebt von positiven Zukunftserwartungen.

Das Fortschrittsversprechen prägt alle zentralen Bereiche der modernen Gesellschaft: Wissenschaft und Technik basieren auf Innovation und Wissensakkumulation; die Wirtschaft auf Wachstum, Wohlstandssteigerung, Zukunftsinvestitionen und »schöpferischer Zerstörung«. Es motiviert das Bürgertum und später die Mittelschicht mit dem Ideal des sozialen Aufstiegs und der Selbstentfaltung.

Auch die moderne Politik lebt vom Fortschrittsversprechen: Liberale Demokratien gehen davon aus, dass sich die Lebensverhältnisse durch Regierungshandeln stetig verbessern lassen. Seine Zielmarke ist das, was der französische Politikwissenschaftler Pierre Charbonnier unter die Formel »Überfluss und Freiheit« gebracht hat. Das heißt, die moderne Gesellschaft basiert auf dem Versprechen einer doppelten Emanzipation: von materiellem Mangel in Richtung Überfluss und von gesellschaftlichem Zwang in Richtung Freiheit. Eine Hochzeit dieser Fortschrittsorientierung war die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1975: Sozialer Aufstieg und Wohlstand für die Massen, technische Revolutionen, ein politisches System, das Wohlstand plante und verteilte, waren Grundmerkmale dieser Phase, dem Höhepunkt des Modernisierungsprozesses.

Der moderne Fortschrittsimperativ hat jedoch eine verstörende Konsequenz: In seinem Denkraum sind Verluste im strengen Sinne logisch unmöglich. Es kann und darf sie gar nicht geben. Denn im Falle eines Verlustes entwickeln sich die Dinge definitionsgemäß nicht zum Besseren. Wenn ein Individuum oder eine soziale Gruppe Verluste er-

fahren, bedeutet dies immer: Etwas Wertvolles verschwindet. Verluste sind dabei immer von Wahrnehmungen und Interpretationen abhängig, sie liegen im Auge des Betrachters. Zentral ist, dass Verlusterfahrungen regelmäßig mit Emotionen verknüpft sind: Einen Verlust bedauert man, beklagt man, betrauert man, weil der Mangel die eigene Identität negativ berührt. Verlustwut ist genauso möglich wie Verlustangst oder Verlustscham.

In der Moderne herrscht also ein grundsätzlicher Widerspruch zwischen Fortschrittsorientierung und Verlusterfahrungen. Denn auch in der modernen Gesellschaft existieren Verluste unausweichlich. Dies gilt zunächst für universale existenzielle Verlusterfahrungen wie Tod und Krankheit. Es ist jedoch kein Wunder, dass in der modernen fortschrittsorientierten Kultur, wie es etwa Philippe Ariès gezeigt hat, eine Verdrängung des Todes stattfindet, seine Privatisierung und Unsichtbarmachung. Der Tod ist den Modernen eine nagende Enttäuschung, weil er in die Vorstellung der grenzenlosen Perfektionierung nicht hineinpasst. Zum anderen — und das ist in unserem Zusammenhang noch wichtiger — steigert die moderne Gesellschaft selbst Verluste und muss mit dieser Steigerung umgehen.

Verlustparadoxie und Legitimationsprobleme

Die Moderne bringt eine Reihe von Verlusterfahrungen hervor, die es ohne sie und zuvor so gar nicht gegeben hat. Für diese Verlustpotenzierung sind eine Reihe von Mechanismen verantwortlich.

Der grundlegendste Mechanismus ist sicherlich das, was man das Regime des Neuen des Modernisierungsprozesses nennen kann, der zugleich als ein Mechanismus der Veralterung zu interpretieren ist. Ob ökonomisch, technisch, politisch oder kulturell — die moderne Gesellschaft lebt in ihrem hohen Tempo des sozialen Wandels von der Prämierung des immer wieder Neuen und damit von der Abwertung des Alten. Dies steigert jedoch die Wahrscheinlichkeit, mit Revolutionen, Wertewandel, Abstieg sozialer Klassen, wirtschaftlichem Strukturwandel etc. konfrontiert zu werden und damit auch die Wahrscheinlichkeit für entsprechende Verlusterfahrungen.

Ein zweiter Faktor der Verlustpotenzierung ist die hohe Komplexität der modernen, zunehmend global vernetzten Gesellschaften. Hier können nach Art von *butterfly effects* verhältnismäßig kleine Ereignisse große, teilweise sich kaskadenhaft fortsetzende große Wirkungen entfalten. Ein einzelnes Attentat kann einen ganzen Weltkrieg, ein lokaler Bankenkollaps eine Weltwirtschaftskrise bewirken. Einen dritten Faktor der Verlustpotenzierung findet man in der Ökonomisierung des Sozialen: Die moderne Gesellschaft stellt viele soziale Arenen von Logiken der Herkunft und des Standes auf

Logiken der Leistung und des Marktes um. Im Falle knapper Güter münden solche Wettbewerbsstrukturen jedoch in *win-lose*-Situationen: Den Gewinnern auf der einen Seite stehen die Verlierer auf der anderen gegenüber. Gewinner-Verlierer-Konstellationen sind prädestiniert für heftige Verlusterfahrungen.

Es gibt eine grundsätzliche Verlustparadoxie der modernen Gesellschaft: Sie existiert auf der Grundlage eines Fortschrittsversprechens, bringt jedoch selbst Verluste hervor, die es ohne sie gar nicht gäbe. Daraus entsteht ein grundlegendes Problem, denn der Widerspruch zwischen Fortschrittsimperativ und Verlusterfahrungen enthält das Potenzial für eine krisenhafte Folge: Nehmen Verlusterfahrungen überhand, gerät die Gesellschaft in eine Legitimationskrise. Besonders betroffen ist das politische System, das von den Bürgern — und sei es nur über den Wahlakt — durch einen Legitimationsglauben gestützt werden muss. Verlusterfahrungen können in einer solchen Fortschritts-gesellschaft jedoch wie ein Sprengsatz wirken. Sie provozieren Empörung: Wie kann es sein, dass wir Verluste erleben, wo Gesellschaft und Politik doch endlose Verbesserung versprechen? Wenn die Überzeugung um sich greift, dass das Fortschrittsversprechen gebrochen wird, unterhöhlt das die normative Grundlage der modernen Gesellschaft und beschädigt ihre fortschrittsorientierte Legitimation — mit allen Konsequenzen politischen Protests.

Welche Wege hat die moderne Gesellschaft, solche Legitimationsprobleme zu stillstellen oder zu lösen? Die erste Möglichkeit besteht darin, Verluste tatsächlich zu reduzieren, Verlustfreiheit, ja Schmerzfreiheit ist der Traum der Moderne, und sie kann ihn teilweise realisieren: Die moderne Medizin lässt sich als grandioser Apparat der Verlustreduktion interpretieren, ebenso der moderne Nationalstaat, der Gewalt zurückdrängt, oder die Wachstumsökonomie und der Sozialstaat, die Verlusterfahrungen abfedern. Allein — vollständig beseitigen lassen sich die Verlusterfahrungen nicht.

Die zweite Möglichkeit besteht darin, Verluste in der Öffentlichkeit zu relativieren. Politische Narrative wie »Den Gürtel enger schnallen« funktionieren so: Man suggeriert, dass man in der Gegenwart zwar verlieren müsse, dies aber künftig wieder wettmache. Verluste lassen sich schließlich auch dadurch relativieren, dass sie durch Gewinne an anderer Stelle kompensiert werden. So schienen die enormen Verluste des zerstörten Europas nach 1945 durch den Wohlstand der folgenden dreißig Jahre vergessen. Verlustreduktion und -relativierung stellen sich also als klassische Strategien dar, um die Legitimationskrise der Fortschrittsorientierung zu vermeiden.

Die Verlusteskalation in der Spätmoderne

In jener Phase der Moderne, die man Spätmoderne nennen kann und die in den 1970er-/1980er-Jahren beginnt, verschiebt sich die Verlustkonstellation. Spätestens seit 2010 wird deutlich: Die fragile Balance zwischen Potenzierung und Hemmung von Verlusten gerät aus dem Gleichgewicht. Mehrere Faktoren führen zu einer Verlusteskalation.

Ein erster Faktor ist ein Schub von Verlusterfahrungen in Teilen der Bevölkerung, der sich seit den 1970er- bis 1990er-Jahren aus dem Strukturwandel von der industriellen zur postindustriellen Gesellschaft ergibt. Sicherlich: Dieser Wandel hat viele Fortschritte und Gewinner hervorgebracht — prosperierende Metropolregionen, Wissensarbeit, Gleichberechtigung der Geschlechter, kulturelle Selbstverwirklichung. Aber: Es gibt auch die Modernisierungsverlierer. Die Industriearbeiterschaft wurde zu großen Teilen durch eine ärmere, weniger angesehene *service class* ersetzt. Manche Regionen jenseits der Metropolen veröden. Der Wohlfahrtsstaat ist porös geworden, neue Konkurrenzstrukturen auf Wohnungs- und Bildungsmärkten lassen viele zurück.

Auch in der traditionellen Mittelklasse kommt es zu Zukunftsängsten: Geschlechtergleichheit bedeutet Krise traditioneller Männlichkeit, multikulturelle Gesellschaft Erosion der ethnisch homogenen Nationalkultur. Studien wie die von Branko Milanovic zeigen darüber hinaus, dass die westliche Mittelklasse beim Einkommen stagniert, während die Schere zu den oberen Zehn-Prozent sich geöffnet hat. Selbst ohne absoluten Verlust entsteht also in der spätmodernen Mittelschicht teilweise eine Erfahrung relativer Deprivation.

Neben Verlierern dieses Modernisierungsprozesses tritt in der Spätmoderne als zweiter Faktor das, was man einen strukturellen Erschöpfungsverlust in der Spätmoderne nennen kann. Erschöpft erscheint das Expansionsprojekt der westlichen Moderne selbst, das an Grenzen stößt, die für die nähere Zukunft irreversibel wirken. Am deutlichsten betrifft dies die klimatisch-geologischen Strukturen der Erde. Sie galten lange als stabile Basis, deren Ressourcen unbegrenzt ausbeutbar schienen. Mit dem Klimawandel geht diese Stabilität jedoch verloren, denn im Anthropozän »reagiert« die Erde auf menschliche Eingriffe, die ihre Lebensbedingungen verschlechtern. Auch die globale Expansion der westlichen Moderne scheint an ein Ende zu gelangen. Nach europäischem Imperialismus und US-Hegemonie im 20. Jahrhundert spricht vieles dafür, dass die Dominanz des Westens seit den 2010er Jahren ihren Zenit überschritten hat. Der Aufstieg Chinas und anderer Regionen führt zu einer multipolaren Weltgesellschaft, in der unterschiedliche Moder-

neformen konflikthaft nebeneinander existieren. Als einen dritten Erschöpfungsverlust kann man die demografische Entwicklung der alternden Gesellschaft einordnen: Das westliche Wachstumsmodell basierte auf einer wachsenden, zumindest nicht schrumpfenden Bevölkerung, generell basierte die Moderne in ihrer Zukunftsorientierung auf einem Ideal immerwährender Jugendlichkeit. Die rapide alternde Gesellschaft bringt nun jedoch selbst eine Reihe von Verlusterfahrungen mit sich: von der selbst empfundenen Fragilität der vielen Hochbetagten über die Herausforderungen des Sozialsystems bis zu den schrumpfenden Regionen.

Doch eine weitere Komponente der Verlusteskalation betrifft die Fortschrittserwartungen selbst. Was wir in der Spätmoderne beobachten, ist nicht nur ein Schub neuer Verluste, sondern auch eine Erosion der Erwartung gesellschaftlichen Fortschritts. Dies kann man als eine Art Meta-Verlust interpretieren. Die einst selbstverständliche Zuversicht auf eine bessere gesellschaftliche Zukunft hat heute an Glaubwürdigkeit verloren. Gesellschaftliche Zukunft wird so immer weniger als Verheißung, immer mehr als Bedrohung interpretiert. Meinungsumfragen zeigen, dass nur noch Minderheiten annehmen, die Kinder würden es einmal besser haben. Diese Zukunftsskepsis wird vom wissenschaftlichen Diskurs genährt. Seit 2000 beobachten wir dort einen »neuen Katastrophismus« (John Urry): Analysen des möglichen Zusammenbruchs von Gesellschaften (Jared Diamond, *Collapse*), ökologische Katastrophenprognosen, die *collapse* von Servigne und Stevens oder Prognosen von einem möglichen Ende der liberalen Demokratie. Die Erosion der positiven gesellschaftlichen Zukunftserwartungen hat nun jedoch zur Folge, dass die Verlusterfahrungen als besonders markant wahrgenommen werden.

Es ergibt sich somit in der Gegenwart eine Verlusteskalation, in der die Balance zwischen Fortschrittsorientierung und Verlusterfahrungen kippt: Ein neuer Schub von Modernisierungsverlierern, strukturelle Erschöpfungsverluste und die Erosion positiver Zukunftserwartungen greifen ineinander.

Die Konsequenz liegt auf der Hand: Es entsteht jene politische Legitimationskrise, die im Fortschrittsversprechen stets angelegt war. In einer Gesellschaft, die nur den Fortschritt kennt, müssen Verluste als Skandal erscheinen. Die liberale Demokratie gerät in eine Vertrauenskrise, wenn sie keine Verbesserung mehr liefert. Der politische, insbesondere rechte Populismus, der sich seit etwa zehn Jahren in Europa und Nordamerika ausdehnt, lässt sich als eine Reaktion auf dieses Legitimationsproblem deuten. Er greift soziale und kulturelle Verlusterfahrungen auf und verwandelt sie in ein Anti-Establishment-Narrativ: Die Eliten seien verantwortlich für die Verschlechterung. Das

populistische Versprechen lautet dann, den verlorenen Zustand zurückzugewinnen: *Make America Great Again, Take back control* — die Parolen des Populismus sind solche einer imaginären Rückkehr zu einer Ära vor den Verlusten.

Wie können Demokratien konstruktiv mit Verlusten umgehen?

Steht die liberale Demokratie vor dem Kollaps, weil sie ihrem Fortschrittsanspruch angesichts grassierender Verlusterfahrungen nicht mehr gerecht wird? Man muss sich der Tragweite der Problematik bewusst sein: Es geht gegenwärtig nicht um eine jener zahllosen Krisen, die die Moderne definitionsgemäß begleitet. Verluste hat es immer gegeben. Solange sie reversibel erscheinen und das Fortschrittsversprechen glaubhaft macht, dass sie sich überwinden lassen, stärkt dies die moderne Gesellschaft sogar. Wenn aber Verlusterfahrungen und -ängste überhandnehmen und das Fortschrittsversprechen hohl erscheint — zumal, wenn kaum realistische positive Zukunftserwartungen existieren —, wird das Legitimationsproblem gravierend.

Eine einfache Auflösung ist nicht in Sicht. Man muss sich wohl von der geschichtsphilosophischen Vorstellung verabschieden, dass die liberale Demokratie der automatische Endpunkt des Modernisierungsprozesses sei. Und auch die klassischen Strategien der Verlustreduktion und der Verlustrelativierung scheinen heute nur begrenzt gangbar. Gelegentlich hört man den Appell, man müsse wieder an den Fortschritt glauben und ein neues optimistisches Zukunftsnarrativ schaffen — Vertrauen in Technik, Markt, Reform oder den mündigen Bürger. Doch Fortschrittsnarrative müssen glaubwürdig sein. Ein Narrativ, das durch Verlusterfahrungen konterkariert wird, verliert an Überzeugungskraft. Ein neues Narrativ müsste also zu den gegenwärtigen Erfahrungen passen. Aus meiner Sicht erscheint es angemessen, dass die spätmoderne Gesellschaft offensiv mit Verlusten umgeht, statt sie zu leugnen oder abzuwerten. Für eine solche nicht-populistische Verlustpolitik lassen sich vier Aspekte unterscheiden: Verlustresilienz, Verlustausgleich, Verlustakzeptanz und der Schutz des Fortschrittserbes.

1. Resilienz bedeutet, Individuen und Gesellschaft so zu transformieren, dass sie gegen Verluste gewappnet sind — sei es, dass man sie abwehrt oder abpuffert, sei es, dass man nach ihrem Eintritt nicht kollabiert. Resilienz rechnet also mit dem möglichen Eintritt des Negativen und bereitet sich darauf vor: von der Klimaresilienz der Metropolregionen über Sicherheitsresilienz bis zu psychologischen Programmen für das verletzte Individuum. Resilienz als Zielmarke nimmt also mögliche oder eingetretene Verluste ernst, zielt jedoch auf Transformation, die besser mit ihnen umzugehen vermag. Sie ist daher selbst ein skeptisches Fort-

schrittsprogramm im Modus der Vorsorge.

2. Verlustausgleich: Die spätmoderne Gesellschaft produziert Gewinner und Verlierer — auf Arbeits- und Wohnungsmärkten, zwischen Stadt und Land, bei Bildung und Vermögen. Die politische Aufgabe bestünde dann darin, einen Verlustausgleich, einen Lastenausgleich zu schaffen. Die Stärkung öffentlicher Institutionen in Bildung, Wohnen, Gesundheit und Klimaschutz dient dazu, ein verlässliches Grundversorgungsniveau zu schaffen, das besonders den Verlierern zugutekommt. Verlusterfahrungen werden ernst genommen, ohne in ein Täter-Opfer-Narrativ umzuschlagen, das nach Rache verlangt. Ziel wäre dann Kompensation, nicht Vergeltung: Verluste lassen sich nicht ungeschehen machen, aber abmildern.

3. Verlustakzeptanz: Trotz Resilienz und Ausgleich treten bestimmte gravierende Verluste dennoch ein. Sich in Verlustakzeptanz zu üben, ist in der fortschrittsorientierten Moderne eine Herausforderung. Ob beim Klimawandel, der neuen Sicherheitssituation oder der demografischen Entwicklung — manche Verluste sind irreversibel. Es wäre ein Zeichen gesellschaftlicher Reife, sie zu betrauern, ohne in populistischer Manier nach Schuldigen zu suchen. Verluste weder zu verdrängen noch sich an ihnen zu fixieren, sondern sie in das künftige Leben zu integrieren, wäre Aufgabe einer Trauerpolitik. Paradoxiertweise geht es auch hier um Fortschritt: Es wäre einer, wenn die Gesellschaft lernte, mit irreversiblen Verlusten zu leben, ohne zu verbittern.

4. Das Fortschrittserbe: Der Fortschrittsbegriff muss angesichts der Verlusteskalation nicht aufgegeben werden. Auch Resilienz, Ausgleich und Akzeptanz enthalten Fortschrittsmomente. Zugleich wird Fortschritt in einer anderen Weise relevant: als Erbe. Das ist möglicherweise eine notwendige Perspektivverschiebung: Die Gegenwart basiert auf Fortschritten, die bereits errungen wurden — Bildungssysteme, ökonomische und technologische Errungenschaften, Institutionen der liberalen Demokratie. Aufgabe ist dann weniger, endlos neue Zuwächse an Überfluss und Freiheit zu erzielen, als vielmehr, diese erreichten Qualitäten gegen Verluste zu schützen und als wertvolles Erbe zu revitalisieren.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Verlusterfahrungen und Verlustantizipationen in der spätmodernen Gesellschaft die liberale Demokratie in ein Legitimationsproblem treiben, welches für sie bedrohlich werden kann. Es besteht zugleich jedoch die Chance auf eine Reparatur der modernen Gesellschaft inmitten ihrer Verlusterfahrungen. Mit Verlusten klüger umgehen zu können, wäre selbst ein Gewinn. ■